

(Nachdruck verboten.)

41

## Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Im Hause des Justizrathes war es nun auch still geworden. Man hatte einander gute Nacht gesagt in jener etwas bellommenen Stimmung vor halbleeren Gläsern, wenn ein großer bedeutender Tag vorbei ist, jedweder das Fazit ziehen möchte und es zu thun nicht recht den Muth hat.

Eva ging in ihr Schlafzimmer und entkleidete sich. Das Herz war ihr schwer, schwer zum Zerspringen. Langsam wird nun eine Scheidewand aufsteigen zwischen ihr und dem Elternhause, zwischen ihr und den Freundinnen und dem Bruder, zwischen ihr und allem, was bisher zu ihr gehörte. An der Schwelle des neuen Paradieses, des fernen unbekanntes Landes, steht die alte Frau im gelben Kleid und dehnt sich und wächst und lacht. Eva warf die Kissen fort und sprang auf. Klaus wird zu ihr halten und sie schützen. Er hatte sie heute Abend in dem halbdunkeln Musikzimmer an sich gepreßt und sie geküßt, verzehrend heiß, zu sehr. Mit zitternder Hand, fliegend schnell entzündete sie das Licht. Und wieder starrte sie auf das kleine Bild, den schönen Offizier, der ihr und dem sie gehörte. „Nicht wahr, Klaus, Du wirst zu mir halten? In aller Ewigkeit? Denn sonst — Du — ja dann wäre ich verloren.“

Viele Mädchen gab es wohl auf der weiten Erde, die heute zum ersten Mal als Braut schlafen gingen. Der Traumgott küßte sie alle auf die Stirn und gab ihnen die seligste Nacht ihres jungen Lebens. Eva Simon kniete vor ihrem Bett und weinte wie ein armes Kind, das den ersten Schritt aus dem Elternhause thut und hinter sich Haus, Eltern, Heimath versinken sieht.

### III.

Die Geheimrätthin befand sich in einer schauerhaften Erregung. Soeben war Klaus gekommen und hatte ihr berichtet, was ihm gestern Abend der Justizrath betreffs Eva's Mitgift und seiner Finanzen gesagt hatte. Sie durchmaß, wenn dieser Vergleich zulässig ist, die drei Zimmer wie ein brüllender Löwe.

„Blendwerk, wie ich es mir dachte! Spiegelwerk, wie es jeder vernünftig blickende Mensch sehen mußte! Champagner, Rebhühner — alles Komödie!“

Ihr Kopf brummte, als wenn jemand darin spazieren ginge. Auf dem gelben Atlas hatte man in der Frühe Weinflecke entdeckt, und die Geheimrätthin behauptete steif und fest, daß dieser widerliche Junge von Abraham daran schuld sei. Und zwar habe er das mit bewußter Absicht gethan.

Klara, das gutmüthigste aller Geschöpfe, wagte nach einiger Zeit zu bemerken, daß Eva schön sei und lieblich; das brachte die Geheimrätthin in eine grauenhafte Stimmung. Sie konnte das nicht gerade ableugnen, aber sie fand einige Duzend Gründe, die Eva's äußere und innere Vorzüge herabsetzen mußten. Erstens dieser Bruder, zweitens das hochschwürrende Korsett und die Schminke — ja Schminke — drittens diese Sentimentalität, die alle Augenblick Thränen herauspreßt, viertens eine Zudringlichkeit im Küssen, fünftens Prohenthum ohne reellen Hintergrund, sechstens — hier fing Hedwig, die jüngere der beiden Schwestern, an laut zu lachen und zwar so anhaltend, daß die Geheimrätthin die größte Lust hatte, ihr eine Ohrfeige zu versehen.

Als Klaus nach einiger Zeit um Geld bat, da er Eva doch wohl ein Geschenk machen müsse, nahm der Geheimrätthin Aufregung bedenkliche Dimensionen an.

„Wenn hochgestellte Leute, mein lieber Klaus, seit siebzehn Jahren sich das Fleisch vom Munde abdarben, um nicht an den Bettelstab zu kommen, so haben sie keine Veranlassung, noch extra die Familie Simon ins Schlepptau zu nehmen. Jawohl, ins Schlepptau.“ Dieser Ausdruck gefiel ihr ausgezeichnet. „Wenn aber ein Offizier von dreißig Jahren, der zwei ältere Schwestern und eine unglückliche Mutter hat, sich ins Blaue hinein verlobt, ohne jede Basis und Geld, dazu extra noch und ausgerechnet an eine Jüdin, so ist das der Ruin, moralisch und finanziell.“

Die Schwestern waren starr. Eine solche Sprache hatte die Mutter mit dem verhätschelten Klaus nie im Leben geführt.

Und wer sie am Abend vorher bei dem Verlobungssouper gesehen, hatte ja denken müssen, alles sei im besten Geleise.

Klaus antwortete nicht, das setzte dem Staunen die Krone auf. Er hielt den Kopf in die Hände gestützt und zernagte den Schnurrbart. Natürlich wuchs die Angriffskraft der Geheimrätthin unter solchen Umständen ins Riesengroße.

Sie wechselte indessen die Taktik und zielte mit großen Geschützen auf dieses miserable Geschöpf von Abraham. „Ein hübscher Schwager das! Jedenfalls ein Kommiss,“ der die Leute betrügt, oder wenn heute nicht Kommiss, so doch übers Jahr.“

Man mußte nach dem Tonfall ihrer Stimme ohne weiteres annehmen, daß der Stand eines Kommiss ungefähr der gemeinste und niederträchtigste der Welt sei.

Außerordentlich freute sich auch die Geheimrätthin auf die künftigen Entkinder, deren Aussehen sie bis ins Detail voraus zu ahnen im Stande war — durchweg kleine Abrahams, die sie dann Großmama nennen würden.

Klaus stand auf, er war todtensblau geworden. Er hatte sich nicht verkauft, nein, er liebte Eva mit einer verzehrenden Gluth. Aber wenn er mit ihr Schlittschuh lief oder auf den Bällen sie im Arme hielt, dann waren hinter dem schönen Mädchen in Pelz und Seide die goldenen Berge glanzvoll erschienen, die alle Welt dem großen Anwalt andichtete.

Er hatte seinen Burschen heute früh zur Turnaufstakt geseudet, er sei krank. Er mußte das alles erst fassen, nachdenken, sich ein klares Bild machen. Er war kein schlechter Mensch, und noch gestern war es wie eine große Wallung über ihn gekommen: „Kämpfen, und wenn es Zukunft und Glück kostete.“ Nun war der Rausch des ersten Tages vorüber, und er sah vor sich eine weite Wüstenei. Was sollte nun werden? Würde er überhaupt Offizier bleiben können? Ja, wenn Eva reich wäre! Gold leuchtet über alles hin und knickt das widerpenfliche Knie zum höflichen Gruß. Vielleicht hatte der Anwalt auch übertrieben. Die reiche Wohnung, die kostbaren Bilder in allen Zimmern, Verschwendung in jeder Weise — das alles deutete doch auf mehr als Wohlhabenheit.

Er hörte nicht, wie mittlerweile die Geheimrätthin einen Vortrag hielt über Johann v. Bock, ihren großen Ahnherrn, der bei Lüzen gegen die Schweden foht, über Gustav Ferdinand v. Bock, der am Hofe zu Anhalt vor hundertundfünfzig Jahren Hofmarschall war, über Rudolf v. Bock, ihren Großvater, den ein Satan von Franzose bei Groß-Görschen glatt durch die Brust geschossen hatte. Mit diesem „glatt durch die Brust“ erzielte die würdige Dame stets großen Effekt. Die drei Kinder waren damit aufgewachsen, in jeder Kaffeegesellschaft wurde der französische Satan ins Treffen geführt, und wenn das „glatt durch die Brust“ kam, schmalzte die Erzählerin eigenthümlich mit der Zunge.

Luisa Amalie v. Bock, eines großen Geschlechtes Tochter, hatte den bürgerlichen Regierungsrath Hänisch geheiratet und, „der Wahrheit die Ehre, sie war mit dem geliebten Mann sehr glücklich“ geworden. Daß aber der erste bürgerliche Entel der Bock's eine noch trübseligere Kreuzung ausführen wollte, und daß ihres ausgezeichneten Vaters Joachim v. Bock Urenkel kleine unangenehme Abraham's werden sollten —

Der Lieutenant war emporgesahren. Der Tisch stürzte um, und die Tassen polterten klirrend, zerbrechend auf den Fußboden. Die Mädchen kreischten, und sinnlos stürzte Klaus hinaus, die Treppen hinab, fort.

Wenn die liebe Sonne ins Fenster scheint und die Schatten der Nacht weit nach Westen verschwunden sind, dann werden betrübte Herzen ruhiger. Eva war schon früh aufgestanden, sie ging von Zimmer zu Zimmer und ordnete alles. Wenn der Geliebte kommen würde, sollte alles ihm freundlich entgegenblicken. Sie ging zu den Mägden in die Küche und half auch dort. Sie mußte nun eine tüchtige Hausfrau werden, die auf alles acht zu geben und das Haus zusammenzuhalten weiß. Die Schmetterlingszeit ohne Sorgen war vorüber, und Eva fühlte sich fast glücklich, daß sie nicht wie die meisten ihrer Freundinnen ein Goldvogel war, der mit Reichthum und Dienerschaft in das neue Heim zieht.

Klaus kam nicht, aber er hatte wohl noch Dienst und Arbeit. Statt seiner erschienen viele andre, Herren und Damen, die ganze große Verwandtschaft und Bekanntschaft. Das keine

Sie mußte den Abwesenden ersetzen und wanderte von Hand zu Hand. Natürlich war alle Welt entzückt. „Ein reizender Mensch, ein Bild von einem Offizier!“ Eva's eitles glückliches Herz schwoll vor Freude. Allmählig wurde es wieder stiller, aber nachmittags kamen ganze Schaaren von Freundinnen. Die ließen sich mit dem Bilde nicht abweisen, sie wollten den schönen Lieutenant selbst sehen. Es war ein reizender Anblick, wie die hübschen, prächtig gekleideten Mädchen Eva immer wieder umringten, tausenderlei fragten und alle Augenblicke aus dem Fenster Straße rechts, Straße links spähten. Dann wurde Kaffee getrunken, und für einen Beobachter hätte es ein angenehmer Gedanke sein müssen, daß auf jedem der japanischen Stühle eine Milton saß. Alle diese kleinen Goldvögel hätte der schöne Klaus haben können, wenn er sich vorförmlich erkundigt und es nicht just auf Eva abgesehen hätte. Sie waren alle in den reizenden Lieutenant verliebt, und jeder der Schwarzköpfe mit den üppigen rothen Lippen hätte dem Adonis das „Ja“ entgegengeführt.

Der Tag ging zur Neige, und es wurde Zeit, an Theater und Abendfeste zu denken. Enttäuscht ging eine nach der andern fort. Aber morgen, nicht wahr, da würden sie ihn zu sehen bekommen? — „Gewiß.“ —

Nun ging als letzte auch die kleine Viki. Ihr war das Schluchzen nahe, denn sie hatte Eva Simon lieb wie seine zweite. Aber sie bezwang sich vortheilhaft und machte einen albernen verunglückten Scherz. Als sie den feinen Pelzmantel anlegte, versuchte sie allerhand Kapriolen, konnte den Armel nicht finden, zerriß heimlich mit Fleiß den kostbaren Spitzschleier und that dann, als sei sie darüber höchst betrübt. Sie schludte mit aller Standhaftigkeit die Thränen hinunter und hatte auch wirklich einen leidlich gefassten und lachenden Abgang. Aber unten auf der Straße fing sie an, bitter in den Schleier hinein zu weinen, und es dauerte lange, ehe sie im Tanzsaale beim Konsul fröhlich wurde und den Abend entzündend fand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Unsere Winterschläfer.

Mit Milliarden schlafender Keime, Samen, Knospen, Zwiebeln und Knollen im dunklen Schooße, mit Millionen schlummernder Kinder in den Falten ihres Gewandes, den Höhlen, Nischen und Spalten, schwebt Mutter Erde während der Winterhälfte des Jahres durch den eifigen Weltraum. Als uns in Flux und Hain noch die volle Sommerluft entgegenlächte, trieben dunkle Vorahnungen die Thierwelt, sich zum Empfange ihres grimmigsten Feindes zu rüsten. Während Ende Juli schon die Flucht der Sommervogel beginnt und den August hindurch andauert, tragen verschiedene Vierfüßler, Hamster, Eichhörnchen, Mäuse u. a. schon Wintervorrath ein. Andere, denen die Fähigkeit zum Anlegen gefüllter Speicher und Verstecke fehlt, mästen sich nach Kräften, um während des langen Schlammers vom eigenen Fette zehren zu können. In seinen Bacontaschen trägt der Hamster Erbse, Linse und andere Hülsenfrüchte, Weizen, Roggen und Leinsamen in die eirunde Vorrathskammer. Das Eichhörnchen pflückt Bucheckern, Eicheln, Nüsse und verbirgt sie in Baumhöhlen, Krähenestern, selbstgegrabenen Erdlöchern oder unter Steinen. Auch die Waldmäuse sammeln am Erdboden und verproviantiren ihre Höhlen. Da könnte es scheinen, als ob der Futtermangel das treibende Moment für den Eintritt des Winterschlafes sei. Doch ist die Ursache nur für diejenigen Schläfer stichhaltig, deren Nahrung ganz oder vorwiegend aus Insekten besteht, also für die Fledermäuse, Dachs und Igel. Sie würden ohne die Fähigkeit, die rauhe Jahreszeit schlafend zu verbringen, vor Hunger zu Grunde gehen müssen. Auch die Kälte allein kann die Entstehung dieser eigenthümlichen Erscheinung nicht veranlassen haben, da, wie wir sehen werden, manche Winterschläfer sehr starke Frostgrade überstehen. Ueberdies beginnt die Schlafperiode stets vor dem Eintritt wirklichen Mangels und empfindlicher Kälte; diese könnten also nur für ältere, durch die Erfahrung bereits gewohnte Thiere maßgebend sein, während die jüngsten Mitglieder der betreffenden Arten wenigstens durch den Eintritt der drohenden Gefahr selbst in ihre Schlafwinkel getrieben werden müßten. Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir die Ursache des Winterschlafes tiefer, im Organismus der Schläfer begründet, suchen.

Wir müssen unterscheiden zwischen den echten Winterschläfern und den mit Unterbrechungen schlummernden. Zu den ersten gehören alle einheimischen Fledermäuse und eine Anzahl Mager, das Murmeltier, der Ziesel, der Siebenschläfer, der Hamster, die Haselmäuse, zu den letzteren besonders Thiere mit gemischter Nahrung wie der Bär, der Dachs, der Igel, die Wasserratte, ferner die zierliche Zwergmaus, bekannt durch ihre Meisterschaft im Bau künzlicher Nester, und das Eichhörnchen. Die Winterruhe des

letzteren ist aber in unseren Gegenden so oft unterbrochen und so wenig tief, daß sie am wenigsten den Charakter des Winterschlafes trägt. Dieser stellt sich in nördlicheren Gegenden, z. B. in Schottland, Scandinavien und Sibirien, jedoch auch bei ihm ein.

Mit größter Sorgfalt wird an der Herstellung eines warmen, geschützten Winterquartiers gearbeitet. Es unterscheidet sich von der Sommerwohnung beträchtlich. So liegt die Schlafhöhle des Murmeltieres bedeutend tiefer als jene; ihre Höhlenöffnungen sind nur laustauglich und werden vor Eintritt des Schlafes mit Steinen, Sand und Erde förmlich zugemauert. Der geräumige Kessel ist mit zerkleinertem, weichem, gut getrocknetem Gras gepolstert, so daß die Mitglieder der Familie, oft ein Dutzend und mehr, weich und bequem liegen. Für weiche Polsterung seiner Höhle mit Moos sorgt auch der Siebenschläfer, der in Baumlöchern oder Felsspalten überwintert und hier bei einigermaßen rauher Witterung, seinem Namen Ehre machend, bis zu sieben Monaten schlafen kann. Die beiden Haselmausarten wölben aus Moos, Blättern, Nadeln, Gras, Reiserh und Haiderwurzeln kugelförmige, sehr dichte und haltbare Schlafestier. Auch die Winterschlafstube des Hamsters ist gut gepolstert, die zur Oberfläche führenden Höhlen sind mit Erde verstopft. Der Igel trägt, angeblich auf seinen Stacheln, Mengen von trockenem Laub und Gras, Stroh und Moos in seinen Schlafwinkel und baut sich, da er gegen Frost sehr empfindlich ist, ein starkwandiges, schön gepolstertes Lager, aus dem er nur bei sehr gelindem Wetter aufsteht, um zur Tränke zu wandern. Sehr sorgfältig baut das Eichhörnchen sein Winterneft. Auf dem Aste einer Kiefer oder Fichte bereitet es zunächst eine Unterlage von dünnen Reisern. Dann sammelt es trockene Moose und Flechten, die es unter Benetzung mit Speichel mittels der Zehen und Zähne zu kleinen Ballen formt. Aus diesen Bausteinen bildet es unter geschickter Benetzung und Einbeziehung der umstehenden Aeste und Zweige ein kugelförmiges, seiner Körpergröße entsprechendes Oval mit einem nach Osten oder Südosten gerichteten Eingangsloch. Die Außenwände werden häufig noch durch Anziehen mit dünnen Gersten gesichert, das Innere wird mit fein zertheiltem Bast von Eichen oder Espen, auch wohl mit Schaafwolle aufgepolstert. Die Fledermäuse sind wohl die einzigen Winterschläfer, die sich mit den von der Natur oder der Hand des Menschen zubereiteten Schlafwinkeln ohne weitere Zurichtung begnügen. Den Kopf nach unten hängen sie sich mit den Hinterfüßen in Baumhöhlungen, Felsspalten, Mauergewölben, Nischen und Böchern der Wände, auf Hausböden, in Ställen, an Schornsteinen und Mauervorprüngen auf; manche Arten schützen sich dabei durch Einhüllen des Körpers in die großen faltigen Flughäute, andere hängen in Klumpen beieinander. Gegen Kälte sind sie im allgemeinen wenig empfindlich.

Die Dauer des Winterschlafes ist nicht nur bei den verschiedenen Thierarten verschieden, sondern richtet sich auch bei einer und derselben Art durchaus nach der Witterung. Ein milder Herbst, ein harter März können seinen Eintritt und sein Aufhören sehr lange hinauschieben; eine gegenheilige Witterung treibt die Schläfer früher in die Winterlager und auch zeitiger hinaus. Am zeitigsten geht wohl der Siebenschläfer zur Ruhe, in unwirthlichen Gebirgsgegenden bei rauhem Wetter schon zu Anfang September, und unter denselben Verhältnissen schläft er auch bis Ende April. Der Ziesel, die Haselmäuse, das Murmeltier folgen ihm. Ende Oktober schließt der Hamster seine Herbstkampagne und zieht sich zu seinen wohlverwahrten Vorräthen zurück. Fledermäuse kann man noch zu Anfang des November fliegen sehen. Die Ratzen und Mäuse bleiben so lange wie möglich wach und lassen sich durch jeden warmen Sonntag wieder ans Tageslicht locken. Ende November geht Meiser Grimbart (Dachs) zur Ruhe, ebenso der Igel.

Alle unsere höher organisirten Winterschläfer, mit Ausnahme der Fledermäuse, nehmen während ihres Schlammers eine Lage ein, die der Stellung des ungeborenen Wesens im Mutterleibe entspricht. Der Körper wird kugelig zusammengeklumpt, der Kopf zwischen die Hinterbeine gesteckt, die Gliedmaßen drückt an den Leib gedrückt. Auf diese Weise bietet das Thier der Außenwelt so wenig wie möglich von der Körperoberfläche und schränkt den Wärmeverlust auf das Mindestmaß ein. Diese Lage hat zu mancherlei von der Wissenschaft widerlegten, aber im Volk immer noch erzählten Fabeln Anlaß gegeben: so z. B. daß der Dachs seine Schnauze in eine Fettdrüse am Hinterleib steckt und allmählig sein eigenes Fett verzehre; daß der Bär an seinen Pfoten sauge und ähnliches.

Mit dem Einschlummern verändert sich auch des Thieres ganze Lebenshaltung. Vorerst wird das Athmen ganz beträchtlich vermindert. Bei einem Ziesel fiel die Zahl der Athemzüge auf ein Dreißigstel der normalen während des wachen Zustandes, bei Murmeltieren noch viel stärker. Es können Minuten vergehen, bevor wieder eingeathmet wird. Dadurch wird natürlich die Energie der übrigen Lebensfunktionen entsprechend herabgesetzt. Die Körperwärme sinkt fast immer unter + 10 Grad, die Zahl der Pulsschläge vermindert sich ungemein. Das Fett wird bei dem verlangsamten Athmungsprozeß sehr allmählig aufgebraucht, der Magen ist fast ganz leer, und der Winterschläfer macht eher den Eindruck eines todtten als eines schlafenden Wesens. Dennoch keimt gerade zu dieser Zeit im Schooße einzelner neues, junges Leben. Es ist erwiesen, daß die Fledermäuse, der Dachs, der Ziesel, wahrscheinlich auch der Siebenschläfer und die Haselmäuse, ihre Jungen während des Winterschlafes austragen und bald nach Beendigung desselben zur Welt bringen. Natürlich sind ihnen beim Erwachen im April die eingesammelten Wintervorräthe

von größtem Nutzen. Abgemagert und erschöpft müßten sie ohne Hilfe ihrer Speisestammern elend unkommen.

Bei den Thieren mit unterbrochenem Winterschlaf handelt es sich um Geschöpfe von ungemainer, rastloser Lebhaftigkeit. Die Unrast des Sighörnchens, ist auch einem großen Theil der übrigen Winterschläfer eigen. Man geht daher wohl nicht fehl, wenn man in dieser monatelangen Ethargie eine Art Gegengewicht gegen das überhäuende Leben und Treiben der Sommerzeit sieht, eine Verhütung allzu schnellen Ablaufs und übereilter Abnutzung der körperlichen Maschinerie. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß andere Umstände zur Herbeiführung dieser seltsamen und durchaus noch nicht völlig aufgeklärten Erscheinung mitgewirkt haben.

Obwohl in der Säugethiervelt die interessantesten Probleme bietend, ist der Winterschlaf doch in der niederen Thierwelt weit verbreiteter als dort. Bei den Lurchen und Kriechthieren ist er allgemein. Auch manche Fischarten, wie Karpfen, Aale, Schleien, Schlammbeißer, Neunaugen u. a., verfallen in winterliche Erstarrung. Die Insekten, Spinnen, Würmer, Krebsstiere, Schnecken und Schalthiere machen theils in ausgewachsenem Zustande, theils in Form von Eiern, Larven oder Puppen einen Winterschlaf durch. Nur die Vögel scheinen eine Ausnahme zu bilden; denn was hier und da von im Zustande winterlicher Erstarrung aufgefundenen Haus-, Rauch- und Uferschwalben berichtet wird, erweist sich theils nicht der Anerkennung seitens der Wissenschaft, theils handelt es sich dabei um anormale, für das Leben der betreffenden Thierchen fast durchweg verderbliche Zufälle. Hermann Verdrow.

### Kleines Feuilleton.

— **Schwarztinnen.** In den Berliner Inseratenblättern findet man jetzt häufig Annoncen, die aus einem Namen, der Adresse des Namenträgers und dem fettgedruckten Wort „Manicure“ bestehen. Dieser Manicure, zu deutsch Handpfleger, reinigt Leute, die für diese Leistung zwei Mark auszugeben gewillt sind, die Fingernägel. Daraus, daß sie das Nägelputzen so bezahlen, sieht man, daß es Leute sind, die Zeit hätten, es selbst zu thun. Uebrigens ist das Nägelreinigen der Manicure ganz verschieden von dem, was man sonst darunter versteht, nimmt gewöhnlich eine halbe Stunde beide Theile in Anspruch und erfordert von seiten des Puhenden viel Übung, von seiten der Dame, denn vorwiegend Damen sind Kundschafter des Manicure, viel Geduld; besonders dann, wenn der Handpfleger weder amüsante Geschichten, noch Stadtlatsch, der beinahe für die zwei Mark mitfordert wird, zu berichten weiß. Der Manicure setzt sich an ein Tischchen, auf dem ein kleines Kissen liegt, die Dame nimmt ihm gegenüber Platz, stützt den Unterarm darauf, und die Borarbeit beginnt. Zuerst wird der Nagel und die umgebende Hautpartie leicht mit verdünntem Alkohol gereinigt, hierauf beginnt das Abtragen der oberen Hornpartien, das Zurückschieben der Haut, falls welche über den Nagel hereingewachsen sein sollte. Dann wird ihm je nach Wunsch eine ovale oder beliebige andere Form gegeben. Nun beginnt die künstlerische Arbeit. Ein weißes Puzpulver wird über den Nagel gestrichen und mit einem Lederläppchen so lange verrieben, bis dieser blüßblank erscheint, hierauf nimmt der Manicure aus einem kleinen Tiegeltchen ein wenig von einer rothen Masse, färbt damit den Nagel der Dame rosenroth, glättet noch ein wenig mit einem Eisenstäbchen, erzählt noch ein kleines Geschichtchen und hat seine Schuldigkeit gethan. — Die reichen Weiber New-Yorks nehmen jetzt nur noch Blumenbäder; und zwar sind es Rosen und Veilchen, die dabei den Vorzug erhalten; doch werden auch stark duftende exotische Blüten — falls sie für schweres Geld überhaupt zu haben sind — dazu verwandt. Ein derartiges Blumenbad wird auf folgende Weise bereitet: Man nimmt eine bedeutende Quantität Rosen, Veilchen oder sonstige wohlriechende Blüten, zupft die Blätter sorgfältig von den Kelchen und thut sie in einen feinen Mousselintbeutel, der mit seinem duftenden Inhalt in einen großen Kessel gelegt und mit kochendem Wasser übergossen wird. Zehn Minuten läßt man dieses Gebräu noch kochen und stellt es dann zum Abkühlen beiseite, nachdem der Beutel wieder herausgenommen worden ist. Sobald das Wasser eine Temperatur von etwa 27 Grad F. angenommen hat, wird ein gutes Parfum von demselben Duft, den die zu dem Bad verwandte Blüthe gehabt, hineingemischt, und die ganze wohlriechende Flüssigkeit in die Badewanne gegossen, die ungefähr bis zur Hälfte gefüllt sein muß. Um nun die Wirkung dieses Blumenbades — das nach der Behauptung der genialen Erfinderin dem Leint eine rosige Friese verleiht und ungemein stärkend für Hals- und Armmuskeln sein soll — durch nichts abzuschwächen, ist es nothwendig, daß die Badende fünfzehn bis zwanzig Minuten vollkommen ruhig in dem duftenden Wasser liegt und sich bemüht, während der Zeit an nichts zu denken. Verschiedene Aerzte und Drogisten in New-York, deren Meinung man bezüglich des Blumenbades hören wollte, geben zu, daß das Wasser, in dem wohlriechende Blütenblätter abgekocht sind, thatsächlich von starker Wirkung auf Nerven und Muskeln ist, doch würde ein solches Bad ohne den Zusatz einer kostspieligen Essenz mit dem Duft der betreffenden Blüthe nichts weniger als einen angenehmen Geruch entwickeln. Da besonders die Rosen augenblicklich in New-York sehr hoch im Preise stehen — für das Duzend werden drei bis fünf, ja nicht selten zehn bis zwölf Dollars gezahlt —, so dürfte ein Rosenbad

etwa die Kleinigkeit von 80 bis 100 Dollars (320 bis 400 M.) kosten. —

— **Verdingung öffentlicher Arbeiten im alten Athen.** Der unlängst in Athen aufgefundenen, auf den Bau des Niketempels bezugnehmende Inschriftstein hat auch darüber Aufschluß gegeben, wie man im alten Athen bei Verdingungen öffentlicher Arbeiten vorzugehen pflegte. Galt es, ein öffentliches Gebäude zu errichten, so wurde vom Volke der Architekt erwählt und mit der Ausarbeitung des Planes und der Feststellung der nöthigen Arbeiten im einzelnen beauftragt; zu gleicher Zeit wurde aus der Zahl der Fünfhundert ein Komitee von drei Personen bestimmt, das in Gemeinschaft mit dem Architekten die Ausschreibung der Submission zu besorgen und die Ausführung des Baues zu überwachen hatte. Aber der Abschluß der Verträge mit den Werkleuten stand nicht in ihrer Gewalt, sondern sie hatten von dem Ergebnis der Submission an das Volk zu berichten, das seinerseits sich die Entscheidung darüber und Vergebung der Arbeiten vorbehalten hatte. —

k. **Das Verühren elektrischer Leitungen als Todesursache.** Die elektrischen Leitungen, die in Wohn- und Arbeitsräumen zur Speisung der Lichtanlagen u. s. w. verlegt werden, sollten nach dem heutigen Stand der Elektrotechnik derart ausgeführt sein, daß die Berührung derselben, die doch so sehr leicht möglich ist, ohne irgend welche Gefahren für Leib und Leben erfolgen kann. Leider ist dies jedoch nicht der Fall, vielmehr haben sich neuerdings die Unglücksfälle durch das Verühren elektrischer Leitungen ganz bedeutend vermehrt, weshalb es gewiß von allgemeinem Interesse ist, die Ursachen der Gefahr zu untersuchen. Besonders lehrreich ist eine Anzahl von Unglücksfällen, die sich kurz hintereinander durch die elektrischen Leitungen in einer großen Fabrik zugetragen haben, und die sämmtlich tödtlich verlaufen sind. Es ist zum besseren Verständnis der Gefahren nothwendig zu betonen, daß der elektrische Strom in allen vier Fällen nur eine Spannung von 115 Volt hatte, also die Spannung, die in allen unseren elektrischen Lichtanlagen verwendet wird. Der erste Unglücksfall ereignete sich in eigenthümlicher Weise; der Lampenwärter, der die elektrischen Wogenlampen zu bedienen hatte, ließ eine solche Lampe, die an einem Drahtseil hing, herunter, um sie nachzusehen. Beim Hinaufziehen zog er sie etwas zu hoch, so daß das Drahtseil mit dem Leitungsdraht in Berührung kam. Der Strom, der eine Spannung von 115 Volt hatte, ging nun durch das Drahtseil, und der Lampenwärter wurde sofort getödtet. In diesem Falle lag ja allerdings eine Unvorsichtigkeit vor, die aber keine Folgen gehabt hätte, wenn der Mann nicht barfuß gegangen wäre, sondern Stiefel getragen hätte. In einem anderen Falle fand man den Verunglückten auf dem Rücken liegend, die Leitungsschnur fest umklammernd. Auch hier betrug die Spannung nur 115 Volt und die betreffende Leitungsschnur war wiederholt sowohl von dem Direktor, als auch von dem Ingenieur der Fabrik berührt worden, ohne daß sie irgend eine stärkere elektrische Wirkung verspürt hatten. In einem anderen Falle hatte der verunglückte Arbeiter nicht einmal den Leitungsdraht selbst, sondern nur ein Rohr angefaßt, in das die isolirten Leitungsdrähte eingezogen waren. Der vierte Fall war durch muthwilliges Verühren eines Leitungsdrahtes herbeigeführt. In allen Fällen handelte es sich um Arbeiter und es ist auffallend, daß den Beamten und Ingenieuren die Berührung der Drähte keinen Schaden gebracht hat. Die Erklärung hierfür liegt aber darin, daß die Beamten durch ihre Stiefel meistens theils sehr gut gegen die Erde isolirt sind, und der elektrische Strom daher nicht durch ihren Körper hindurch gehen kann. Die Arbeiter gehen entweder barfuß oder tragen Pantoffeln und haben vielfach feuchte Hände, wodurch der Durchgang des elektrischen Stromes durch den Körper sehr erleichtert wird. Jedenfalls beweisen diese Unglücksfälle, daß die so oft vertretene Ansicht, das Verühren einer Leitung, die einen Strom von 115 Volt Spannung führt, sei vollständig ungefährlich, durchaus irrig ist. Es kann daher nicht eindringlich genug vor der Berührung aller elektrischer Leitungen durch Laien gewarnt werden. —

### Literarisches.

— **I. — Luise Westlich: „Unter dem Eise.“** Leipzig 1897. Philipp Reclam jun. — Das elegant ausgestattete Buch enthält fünf Novellen, in denen die Verfasserin versucht, seelische Entwicklungen, wie sie das Alltagsleben zu Tausenden mit sich bringt, zu entwirren. Es steckt viel gutes Wollen in diesem Versuch, auch kann man der Verfasserin nicht absprechen, daß sie Sympathie für Volksschichten besitzt, die sich den Luxus einer Anschaffung ihres Buches nicht erlauben können. Allein alle diese Versuche scheitern an den Unmöglichkeiten, mit denen diese „Volkstypen“ ausgestattet sind. Nur die zweite Erzählung: „Zwei Gesichter der Welt,“ in der es sich um den ökonomischen Niedergang einer süddeutschen Bauernwirtschaft handelt, macht hiervon eine anerkennungswerthe Ausnahme. Die vier übrigen Erzählungen befürchten nur in der Annahme, daß die Verfasserin das „Volk“ gar nicht kennt und niemals mit ihm in engere Berührung gekommen ist, so daß es manchmal den Anschein hat, daß alles auf Zuschnitt gearbeitet sei. — Allein trotz aller dieser Mängel dürfte das Buch jedenfalls sein Publikum finden. —

### Archäologisches.

— **Unter den Funden, die neuerdings in Pompeji gemacht sind, verdient der eines Schmelztiegels aus Bronze**

besondere Aufmerksamkeit, der mit einer Lage Asche rings umgeben ist. Auch den Allen war es nicht entgangen, daß alle Metalle gute Wärmeleiter sind, d. h. schnell die Hitze annehmen, aber auch schnell wieder verlieren, während Asche und ähnliche schlechte Wärmeleiter nur schwer sich erhitzen lassen, dafür aber auch die Wärme lange festhalten. Aus diesem Grunde hat man das Bronzegefäß mit einer Lage Asche umgeben, damit durch diese der von der Bronze erlangte Wärmegrad längere Zeit festgehalten würde. Die Asche wird durch einen eisernen Keifen festgehalten. Das Gefäß, das jedenfalls zum Schmelzen von Glasmasse diente, hat in der Mitte seiner Höhe ein Ausflusfloch, damit jedenfalls die reine geschmolzene Masse ausfließen konnte, ungetrübt durch die auf der Oberfläche sich bildenden Schlacken. —

**Völkerkunde.**

— **Afrikanische Höhlenbewohner.** Seit dreißig Jahren geht das Gerücht, daß sich im Lande Ulul im Becken der Luifoa unterirdische Gallerien befinden, in denen die Eingeborenen als Höhlenbewohner hausen sollen, aber kein Europäer hatte je diese Höhlen gesehen. Der in Katanga stehende Lieutenant Cerdel hat jetzt diese bei dem Dorfe Molana belegenen unterirdischen Höhlen erforscht. Der Häuptling dieses Dorfes Molana, der sich erst kürzlich dem Kongostaate unterworfen hatte, nahm den Offizier freundlich auf und gestattete ihm einen theilweisen Besuch der Gallerien. Das Dorf liegt in einer Bodenvertiefung; im Westen und Osten erheben sich säulenartige, 2-3 Meter hohe Felsen. Bei Molana selbst besteht die Unterschicht aus ungeheuren übereinander geworfenen Felsmassen, die unterirdische Gänge bilden mit geräumigen, zimmerartigen Orten, in denen die Eingeborenen ihre Lebensmittel und allen Lebensbedarf aufstapeln. Die Wölbungen der Höhlen sind 3-4 Meter hoch; die Wände sind nicht glatt, haben viele Vorsprünge und Vertiefungen, die dem Angreifer den Eintritt in die Höhlen gefährlich machen. Das die oberen Schichten durchdringende Regenwasser lagert dieselben kalkartigen Stoffe ab, die man in den europäischen Grotten sieht. Die Hauptöffnung, an der der Häuptling Molana ein kleines Fort erbaut hat, giebt den Zutritt zu drei Gallerien, deren erste nach Osten zugeht und mit zwei Ausgängen nach einem Hügel führt; die zweite geht fünfzig Meter nach Westen zu und theilt sich in zwei Arme mit besonderen Ausgängen; die dritte führt nach Norden in die Gebirge. Die Hauptgänge führen zu streng geheim gehaltenen Nebengängen. Die Ausgänge sind stets durch einen großen Baum, der in der Oeffnung selbst wurzelt, angezeigt. Die Höhlen sind sehr dunkel, so daß Cerdel und seine Genossen, obwohl sie Lichte hatten, nur mit Mühe vorzudringen konnten. Stellenweise angezündete Feuer verbreiten einen blüh machenden Rauch. Frauen zerreiben in ihren Mörsern Mais und Moorhirse; andere Frauen bereiten daraus Brote für ihre Männer. Der mißtrauische Häuptling Molana machte aber der Durchwanderung bald ein Ende; er bat den Offizier, umzukehren, da seine Leute Furcht hätten. Cerdel mußte sich fügen; er fand auch in Kintuluntula am rechten Usula-Ufer vier Meilen lange ähnliche Höhlen. Alle diese Höhlen befinden sich im Gebirgslande Mitumbi. —

c. e. **Ein Bären-Dorado.** Die größte Bären-Heimstätte in den Vereinigten Staaten bildet die Reservation der A v a j o - Indianer. Dort wird nie Jagd auf Bären gemacht, die sich daher einer ungehörten Existenz und Vermehrung erfreuen. Jene Indianer ist nämlich der Bär ein geheiligtes Thier, das nur getödtet werden darf, wenn es eine Nothhau getödtet hat und genau erwiesen ist, welcher Bär der Mörder war. Dann versammelt sich der Stamm unter Führung seines Medizinmannes vor der Höhle des Bären und bittet ihn, daß sein Geist keine Rache üben möge, wenn man, der Noth gehorchend, seinen Körper umbringen wird. Darauf dringen zwei Krieger in die Höhle und tödten den Bären, der alsdann ein anständiges Begräbniß erhält. —

**Embryologische.**

— Ein hervorragender österreichischer Gelehrter, der Begründer des ersten österreichischen Lehrstuhls für Embryologie an der Wiener Universität und Vorstand des embryologischen Instituts an derselben, Professor S. S. Schenk, schloß, wie verschiedenen Blättern aus Wien gemeldet wird, soeben seine Forschungen mit der Entdeckung ab, wie bei einem künftigen Individuum die Zugehörigkeit zum männlichen oder weiblichen Geschlecht nach Belieben gestaltet werden kann. Schenk beschäftigt sich seit zwei Jahrzehnten mit dieser Frage und wird demnächst der Akademie der Wissenschaften seine darauf bezügliche Arbeit vorlegen. Schenk erklärte, mit seinen Versuchen an erprobte Theorien anzuknüpfen zu haben. Es sei einigen Gelehrten gelungen, bei wirbellosen Thieren durch Stoffwechsel das Geschlecht der Nachkommen zu beeinflussen. Er habe ebenso bei Wirbelthieren experimentirt. Das Mittel der Geschlechtsbestimmung bei Menschen sei einfach — anscheinend ist es mit der Ernährung der Mutter zusammenhängend — doch gebe er sein Geheimniß, bevor er es der Gelehrtenwelt enthüllt, der Oeffentlichkeit nicht preis. — Wir geben der etwas schreienden Notiz Raum, es wird sich ja herausstellen, was an ihr Wahres ist. —

**Bergbau.**

t. Eine Reform in der Untersuchung der in Bergwerken herrschenden Wetter wurde von dem

Ingenieur Grehaut in einem in Brüssel gehaltenen Vortrag besprochen. Der Genannte ist Erfinder eines Apparates zur Untersuchung der Luft auf ihren Gehalt an schlagenden Wettern. Sein Vorschlag geht dahin, daß in Kohlenbergwerken, wo die Entstehung schlagender Wetter droht, Laboratorien eingerichtet werden müssen, an denen Tag und Nacht an der Untersuchung der Luftzusammensetzung von geübten Chemikern gearbeitet wird. Die Luft muß aus den verschiedenen Gallerien des Bergwerks auf hydraulischem Wege dieser Untersuchungsanstalt zugeführt und dort auf ihre Zusammensetzung geprüft werden. Der von Grehaut dazu erfundene Apparat ist so empfindlich, daß die Anwesenheit schlagender Wetter noch entdeckt werden kann, wenn dieselben nur 1/500 oder gar 1/1000 der untersuchten Luftprobe bilden. Sobald der Chemiker irgendwo einen Gehalt an schlagenden Wettern feststellt, welcher eine gefährliche Zusammensetzung der Luft anzeigt, so muß er die Arbeiter in der betreffenden Grube durch ein Pfeisensignal davon benachrichtigen, damit sie den Ort sofort verlassen. —

**Humoristisches.**

— **Der unzufriedene Schuster.** Ein hannoverscher Pastor kommt zu einem seiner Gemeindeglieder, einen verwitweten Schuster. Der Mann schildert ihm herzbeweglich die Leiden eines „Bittmannes“, so daß den Pastor ein menschliches Mitleiden packt. „Sie müssen wieder heirathen, Schuster,“ sagt er. — „Ja,“ meint der, „aber es weilt keine, die mich nöthmen deit.“ — „Gut,“ meint der Geistliche, „ich werde in der Gemeinde Umschau halten.“ Und der dankbare Schuster verspricht dem Pfarrer gerührt ein Paar Pantoffeln; wenn er ihm wieder zum Glück der Ehe verhülfe. Die Sache gelang. Der Schuster wurde verheirathet, aber die Pantoffeln — blieben aus. „Nu, miß keine Meester,“ tippt endlich einmal der Pastor lächelnd an, „wo hett seck dat mit mine Pantuffeln?“ — „Ja, Herr Pastur,“ seufzt der neue Ehemann und kratzt sich hinter den Ohren, „wenn Sei meck wedder von mineer Fru helpet — eck make Sei een Paar Waterstäbel!“ —

— **Der Schlaganfall.** Schusterjunge: „Meestern, Meestern, kommen Sie schnell, der Meester hat'n Schlaganfall gekriegt.“

Meesterin (hereinflürend): „Um Gotteswillen, wo?“

Schusterjunge: „Uff meine Bude.“ — (Luft. Bl.)

**Vermischtes vom Tage.**

— In Zühlendorf bei Frankfurt a. O. ist im verfloffenen Jahre weder ein Todesfall noch eine Trauung zu verzeichnen gewesen. — Im Dorfe Mühlbach hielt derselbe Zustand einmal zwei Jahre an. Der Todtengräber riß aus, der schlecht besoldete Pfarrer aber schrieb am Ende des zweiten Jahres ins Kirchenbuch: Wer will ewig leb'n, muß nach Mühlbach geh'n, aber Pfarrer sein darf er nicht. —

y. In Delmenhorst kam es in der Sylvesternacht zu einer förmlichen Schlacht; zwölf Personen wurden durch Messerstiche mehr oder weniger schwer verwundet. —

— Ein 4 1/2 Meter langer Daisisch wurde von einem Hamburger Fischdampfer auf der Großen Fischerbank in der Nordsee gefangen und am 1. Weihnachtstage auf den Hamburger Markt gebracht. —

— Ein in Mülln in Stellung befindliches Dienstmädchen hatte 600 M. geerbt, und wollte das Geld am 3. Januar ihrer Tante zur Aufbewahrung überbringen. Auf dem Wege wurde sie von ihrem Dienstherrn ermordet. —

— Ein Christ. In der „Konstanzer Ztg.“ stand am 1. Januar folgende Annonce: „Allen Freunden und Feinden Glück und Gottes Segen zum neuen Jahr! N. Finus, Ristenhandlung.“ —

— Der bekannte Moskauer Arzt, Prof. G. A. Scharzin, ist gestorben. —

— Wegen gemeinen Wuchers wurde in Petersburg der General von Paschkewitsch zur Entziehung aller Rechte und Verschickung nach dem Gouvernement Archangelsk auf 12 Jahre verurtheilt. —

— „Erizao Ab Gjel“ stand auf einem Briefe, der unlängst im Hauptpostbureau Luzern aufgegeben worden war. Der fungierende Beamte inkradirte denselben in richtig kombinirendem Sprachgefühl nach Herisau, Appenzell, und der Brief gelangte an die gewünschte Adresse. —

— In Perroman im freiburgischen Saanebezirk (Schweiz) ebt eine Frau, die 83 Jahre zählt und im ganzen 102 Nachkommen besitzt. Die Frau ist Hebamme und geht wohl noch zwei Stunden zu Fuß, um ihre Obliegenheiten zu erfüllen. —

— Dynamit-Explosion. In einer Fabrik in San Manjona, Provinz Oviedo (Spanien), explodirten 200 Kilogramm Dynamit. Die Fabrik wurde zerstört; 7 Personen wurden getödtet, zahlreiche verwundet, darunter mehrere schwer. —

— Schwarze Schlauchpfe. Wie der Stabsarzt der deutschen Schutztruppe in Ostafrika, Dr. Eggel, in einem Vortrage mittheilte, geht es mit dem Befehrsengeschäft der katholischen und protestantischen Missionäre am Kilima-Ndscharo nicht recht vorwärts. Die Neger wollen für das Anhören einer Predigt wie für die Arbeit bezahlt werden. —